
GENOSSENSCHAFTS- WISSENSCHAFT ALS GESTALTUNGSAUFGABE

Rezension von: Johann Brazda,
Genossenschaftswissenschaft
als Gestaltungsaufgabe.

Veröffentlichungen der Kommission
für Sozial- und
Wirtschaftswissenschaften 25,
Verlag der österreichischen Akademie
der Wissenschaften, Wien 1988,
Paperback, 91 Seiten, öS 280,-.

Johann Brazdas unter der Ägide der Akademie der Wissenschaften veröffentlichte Studie gibt einen breitgefächerten Überblick über die Ursprünge der modernen Genossenschaften, ihre „Pioniere“ im 19. Jahrhundert und über die theoretischen Ansätze der Genossenschaftswissenschaft zur Deutung dieses sozialen Phänomens. Unter den Pionieren nennt Brazda als ersten Friedrich Wilhelm Raiffeisen, den christlich motivierten Gesellschaftsreformer, der mit seinen Darlehenskassenvereinen die Kreditnot der Bauern zu lindern half. Als zweiter wird Hermann Schulze-Delitzsch, der große Rivale Raiffeisens und Pionier der gewerblichen Genossenschaften vorgestellt, der das unbedingte Selbsthilfeprinzip in den Vordergrund gestellt hat. Auch die Rochdaler Pioniere werden kurz vorgestellt, ebenso Viktor Aimé Huber, der geistige Initiator der Siedlungsgenossenschaften. So wertvoll diese kurzen Präsentationen im Ausmaß von 1 bis 3 Seiten sein mögen – für die Zwecke einer Buchpublikation wäre hier doch eine etwas eingehendere Darstellung sinnvoll gewesen, die etwa auch auf den großen Genossenschaftsutopisten Robert Owen hätte eingehen müssen. Gleiches

gilt auch für die genossenschaftstheoretischen Ansätze, die vor dem Hauptkapitel Systemforschung und Genossenschaftswissenschaft dargestellt sind. Der „rote Faden“ der Studie Brazdas, die Analyse der Voraussetzungen und Rahmenbedingungen genossenschaftlichen Handelns in der heutigen Gesellschaft, wird allerdings auch in diesen kürzer gefaßten Abschnitten spürbar.

Die betuliche Harmoniethese, die lange Zeit hindurch mit ihren normativen Idealbildern des „genossenschaftlichen Grundauftrages“ im deutschen Sprachraum vorherrschte, wäre durchaus einer umfangreichen kritischen Betrachtung wert gewesen. Normativität einer Theorie als Abschottung gegenüber der Unvollkommenheiten und Interessengegensätzen der wirtschaftlichen Praxis ist zwar kein Spezifikum der genossenschaftlichen Harmoniethese, aber die direkte Verknüpfung der Genossenschaftsforschung mit finanzierungsbereiten Sponsoren mag hier doch einen spezifischen Akzent der „Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis“ geprägt haben. Andererseits gab es – etwa in den frühen Arbeiten Erich Dülfers – dennoch ein bemerkenswertes Bemühen, die empirisch vorfindlichen Wandlungen des Unternehmertyps Genossenschaft in unbefangener Weise wahrzunehmen.

Der oft pastoral predigerhaften Harmoniethese, die bis weit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges die Identität von Mitglieder- und Managementinteressen im gemeinsamen Organisationsinteresse proklamierte, trat allerdings mit der Münsteraner Konfliktthese Theodor Eschenburgs und seiner Mitarbeiter Anfang der siebziger Jahre eine im Ansatz realistischere Betrachtungsweise gegenüber. Gerade angesichts der Tatsache, daß Genossenschaftsforschungsinstitute in der Regel von den Objekten ihres Erkenntnisstrebens finanziert werden, ist das als gar nicht geringe intellektuelle und moralische Leistung an-

zusehen. Der normative Weihrauchdunst des Henzlerschen Förderungsauftrages, den Brazda als „abstrakte Leerformel“ kennzeichnet, der sich „praktisch alle geschäftspolitischen Entscheidungen des Organbetriebes“ subsumieren lassen, wurde hier allerdings ebenfalls durch eine latent normative Theorie ersetzt. In der starken Bindung der Münsteraner an das neoklassische Homo-oeconomicus-Modell mit seinen empirisch unbelegbaren Maximierungsannahmen und seiner extrem individualistischen Ausrichtung wurden die eigentlichen Probleme der genossenschaftlichen Wirklichkeit ebensowenig konfrontiert. Brazda kritisiert deshalb auch zu Recht den Rückzug der Konflikttheoretiker auf ein entscheidungslogisches Theoriekonzept mit eingeeengter Rationalitätsaxiomatischer Basis.

Erich Dülfer, der vielleicht interessanteste deutsche Genossenschaftstheoretiker, hat sich in den letzten Jahren stark an der Systemtheorie orientiert und den Begriff des Kooperativs als sozioökonomisches System geprägt. Die Interaktionsbeziehungen der Subsysteme innerhalb des Kooperativs sind dabei nicht vorausdefiniert. Brazdas ausführlichere Darstellung der neuen Dülferschen Ansätze macht deutlich, daß seine Sicht ihnen nahesteht, nur gibt er zu bedenken, daß der Zug zur systemischen Betrachtung auch dort seine Grenzen hat, wo „Vagheit von Begriffen“ und „Aufstellung bloß abstrakter Forma-

lismen“ (S. 63) und die „Entfaltung von Tautologien“ als Gefahren sichtbar werden. „Abstrakte Formalismen erbringen für sich allein kein Verständnis für Realität. Sie können weder überprüft werden, noch können sie ohne Beziehung zur Realität Handlungsleitungen rechtfertigen“ (S. 65). Mit diesen Worten setzt Brazda wieder einige Distanz zur Systemtheorie, die seine Arbeit doch über weite Strecken fasziniert zu haben scheint.

Die Abschlußkapitel des Bandes sind der Konzeption der genossenschaftlichen Förderbilanz gewidmet, um deren Verbreitung in den letzten Jahren sich vor allem das Forschungsinstitut für Genossenschaftswesen an der Universität Wien bemüht hat. (Es handelt sich um eine Abart der Sozialbilanz, allerdings auch mit allen diesbezüglichen Gefahren des Abgleitens in bloße Public relations.) Im konkreten Bekenntnis Johann Brazdas zur Aufgabe einer praxisorientierten Forschung bejaht der Autor auch die Förderbilanz als mögliche Methode, eine Genossenschaft zu „mehr genossenschaftlichem Handeln zu bringen“ (S. 88). „Nicht Anpassung der Menschen an die Organisation Genossenschaft, sondern Anpassung der Genossenschaft an die Problemlagen der Mitglieder“ lautet sein humanistisches Credo. Unabhängig von der Realisierbarkeit solcher Vorstellungen ist das eine überaus sympathische Grundaussage.

Robert Schediwy